

Nr. 181. Bromberg, den 25. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(11. Fortsetzung ———

Die Fahrt über den großen Teich.

Der „Albert Ballin“ scheuerte seine 21 000 Registertons behaglich an der Landungsbrücke. Im Vorgefühl der großen Fahrt stieß er gewaltige Rauchwolken aus den beiden Schloten. Eine halbe Stunde vor Abgang des Dampfers arbeitete sich ein wohlbeleibter Herr mit graumelierten Bartleisten prustend an Deck, während ein Träger mit zwei großen Reisekoffern folgte, einem gelben und einem schwarzen. In der Schiffsliste war der Herr als Klas Hinrichsen, Kaufmann aus Hamburg, eingetragen.

Nachdem er die Unterbringung seines Gepäckes überwacht hatte, verließ er seine Kajüte zweiter Klasse und bummelte über das Promenadendeck. Schließlich landete er im Speisesaal, in dem nur ein paar Stewards zugegen waren, die Gedecke auflegten. Klas Hinrichsen fragte nach dem Ober.

Der kam denn auch, gravitätisch wie ein Zeremonienmeister.

„Sie wünschen?“

„Hören Sie zu. Ich bin der Kaufmann Hinrichsen, Kaffee und Tee engros, und habe eine Bitte. Sagen Sie mal, Verehrtester, wäre es Ihnen nicht möglich, mich an den Tisch von Fräulein Ines de Castro zu plazieren? Soviel ich weiß, hat die Dame Nummer 79.“ Herr Hinrichsen unterstützte diese Bitte diskret mit einem reichlich bemessenen Trinkgeld und stammte seiner knarrenden Stimme nach unfehlbar von der Wasserkante.

„Hm, das läßt sich schon arrangieren. Ich müßte eben einen anderen Gast ausbooten. Machen wir, Herr Hinrichsen.“

„Danke, Ober.“

Klas Hinrichsen genehmigte sich aufgeräumt eine Morgenimporte und schlenderte durch das Schiff. An einer der Treppen stieß er auf die Dame, der sein Interesse galt. Er stellte in der Eile fest, daß Fräulein de Castro in ihrem aparten Reisekostüm aus hellem Wilksstoff mit orangenen Karos verheerend hübsch aussah. Und durchaus nicht von der Last eines schlechten Gewissens geknickt. Sorglos, unbefangen und aus ihren Samtaugen hinreißend lächelnd, unterhielt sie sich mit einem der Schiffsoffiziere, der ihr die Turbinenanlage erläuterte.

„Ein raffiniertes Balg!“ dachte Herr Hinrichsen und schnippste die Asche von seiner Zigarre. Die dicke Goldkette über seinem Bauch, die die Solidität der Firma W. C. Hinrichsen auch nach außen hin betonte, schaukelte empört.

Als Klas Hinrichsen zum Lunch den Speisesaal aufsuchte, stellte er ärgerlich fest, daß sich die Sennorita bereits in angeregter Unterhaltung mit einer jungen Dame befand, die ihren Sommersprossen und der Stupsnase nach nur Angelsächsin sein konnte. Der Dritte an dem Tische war ein Berliner, der zu gelbe Halbschuhe und eine Hahnentolle hatte und englische Gehversuche machte. Außerdem reiste er in Kinderballonen, wie Herr Hinrichsen innerhalb der ersten Viertelstunde wußte.

Klas Hinrichsen verbeugte sich, wie es dem Inhaber des renommierten Hauses W. C. Hinrichsen zukam, würdig vor den Dreien, schnallte seine Serviette um und versenkte sich dann umständlich in den Genuß einer delikaten Kükenkleinsuppe, die als erstes serviert wurde. Mit dem gleichen Anstand zerteilte er das nachfolgende Rumpsteak und tat, als gäbe es keine Sennorita de Castro schrägüber. Er verfolgte den Grundsatz Eile mit Weile, und dachte, acht Tage sind eine Menge Zeit.

Nicht so der Berliner. Dem auf drei Tischlängen anzusehen war, daß er sich krampfhaft bemühte, den Anschluß an die schöne Ausländerin zu gewinnen. Unverdrossen drängelte er sich immer wieder in das Gespräch der beiden Damen, in einem Englisch, daß sich Herrn Hinrichsen die Haare sträubten. Die Tänzerin und die Miß jedoch reagierten essigsauer und blieben kalt wie das Pralineneis, das auf der Speisekarte stand. Bei den getrüffelten Rehkoteletten sagte der junge Mann das Rennen ab und begnügte sich mit einer doppelten Portion des herumgereichten Ganges.

Kaum hatten sich die Damen empfohlen, so wandte er sich an Hinrichsen:

„Große Dame, diese Schwarze. Nischt zu machen!“

„Well, Abwehrkanone“, pflichtete dieser bei und schlürfte sein Mokkatäßchen aus. „Aber Ia Selektion.“ Diesen Ausdruck hatte Herr Hinrichsen von seinen Santosbohnen übernommen und stellte die höchste Anerkennung dar, die er als Hamburger Kaufmann zu vergeben hatte. „Lassen Sie sich nicht irremachen, junger Mann. Wenn man so schön wie Sie ist. Mahlzeit!“ —

Es war acht Tage später. Man hatte Coney Island im Rücken und steuerte durch the narrows der Freiheitsstatue im Newyorker Hafen zu. Klas Hinrichsen stand an einem Fenster des Rauchsalons, kaute verdießlich an einem Zigarrenstummel und zog das Fazit seiner bisherigen Beobachtungen.

„Hm, verdeubelt wenig, was sich da hat eruieren lassen. Dieses Frauenzimmer hält dicht wie ein Zinnkrug. So eine Schauspielerin!“ brummte er vor sich hin. „Hat eine Schwester, die Mary oder Maria heißt und in der Kensingtonstreet wohnt. Und ein paar andere Belanglosigkeiten. Das ist alles. Weiß Gott, eine lumpige Ausbeute für eine volle Woche. Und deswegen muß man sich Tag für Tag anstreichen und lackieren wie eine Primadonna. Aber ich komme schon noch hinter Ihre Schliche, liebes Fräulein Lantadilla! Jetzt geht die Sache nämlich erst richtig los.“

Klaus Sander warf den Zigarrenstummel mit einem kühnen Schwung in den Aschenbecher.

Witwe Watson im III. Stock.

Klaus — alias Klas Hinrichsen — hielt sich bei der Landung dicht hinter Ines de Castro, aber doch so, daß er von ihr nicht bemerkt wurde.

Das Gedränge war lebensgefährlich. Hunderte verließen das Schiff, Tausende warteten am Anlegeplatz. Es war, als ob jeder einzelne von ganzen Familien erwartet würde.

Plötzlich wurde die Tänzerin von einem ausnehmend hübschen, jungen Mädchen stürmisch begrüßt. Für Klaus hätte es des wiederholten „little Mary“ nicht bedurft, um ihm klar werden zu lassen, daß es sich um die Schwester von Ines de Castro handelte. Maria war das blanke Ebenbild der Tänzerin. Nur besaß sie helleres Haar, braune Augen und schien einige Jahre jünger zu sein. Auch waren ihre Gesichtszüge weicher, verträumter als die von Ines. Die Schwestern erregten Aufsehen. „Zwei Rosen, eine dunkle, eine lichtere, nebeneinander!“ dachte Klaus. „Aber nicht ohne Dornen.“

Nach der ersten herzlichen Umarmung versuchten die Mädchen durch das Gedränge nach dem Ausgang zu gelangen. Sie schritten auf ein karminrot lackiertes Mietauto zu, sagten dem Chauffeur etwas und krochen unter das aufgeschlagene Verdeck. Es regnete nämlich. Bindfaden! Was Klaus nur recht sein konnte.

Er besann sich nicht lange, sprang kurz entschlossen in ein anderes Auto und erteilte dem Lenker die Weisung, der karminroten Nummer da vorne zu folgen. „20 Dollar extra, wenn Sie Ihren Kollegen nicht aus den Augen verlieren."

„Wird besorgt, Master."

Dann flitzten die beiden Wagen los. Selbst an Stellen lebhaftesten Verkehrs kam es zu keinem Vorsprung, weil Sanders Chauffeur — ein mit allen Wassern gewaschener Manhattanman — an schwierigen Ecken und Straßenkreuzungen immer so dicht auf seinen roten Vordermann aufgeschlossen blieb, daß er nie durch die stoppende Hand eines Verkehrspolizisten abgeschnitten wurde. Zuerst ging die Fahrt einige Kilometer den Broadway hinunter, diese lichterfüllte, schnurgerade, klaffende Schlucht, in der das Geschäftsleben der Millionenstadt sich am lautesten und prunkvollsten austobt. Plötzlich, als man den grünen Komplex des Zentralparkes erreicht hatte, schlug das rote Auto einen Haken nach links und surrte in eine Querstraße, die Richtung auf den Hudson hatte.

Klaus dachte inbrünstig: Nur jetzt um Himmels willen den Anschluß nicht verlieren! War nämlich der Kontakt mit der Lantadilla einmal abgerissen, dann mochte der Teufel ihn wiederherstellen.

Aber er riß nicht. Der Manhattanman machte seine Sache Ia. Er schmiß seinen Wagen im letzten Moment auf zwei Rädern um die Kurve, so daß die Fußgänger entsetzt aufschrien. Endlich hielt das Damenauto vor einem respektabel aussehenden, vierstöckigen Mietshause in einer abgelegenen Straße. Der Lenker Sanders bog den Kopf zurück:

„Kensingtonstreet."

Dann griff er nach dem Bremshebel, stieg aus und schlug den Deckel des Kühlers hoch. Man konnte meinen, er wolle etwas nachsehen. Es war wirklich ein gerissener Junge, den Klaus da erwischt hatte. Er drehte das Ding so, daß die Insassen des andern Wagens keinen Funken Verdacht schöpften.

Klaus beobachtete hinter den Scheiben, wie die Mädchen das Auto verließen und in einem breit gähnenden Hausgang verschwanden. Sie schienen hier zu wohnen, da ihr Chauffeur auch das sämtliche Gepäck der Tänzerin ablud und sich mit ihm bepackte. Klaus befahl seinem Mann zu warten und pürschte sich unauffällig nach dem Portal, hinter dem die Dreie unsichtbar geworden waren. Er tastete sich in den Hausgang und hörte über sich das Geräusch verhallender Tritte. Eine Tür wurde aufgesperrt. Klappte zu. Dann Stille. Klaus benutzte diese Pause, um die Tafel neben dem Eingang zu studieren, die die Namen der einzelnen Mietsparteien in Form kleiner Emailschildchen trug.

Ms. Ines and Maria de Castro — las er neben der Ziffer der dritten Etage. Er trat vor Vergnügen von einem Fuß auf den andern. Er pfiff sich leise den Radetzkymarsch, weil die Geschichte sich so über Erwarten gut entwickelte. Die erste Etappe war erreicht. Nun er mit Bestimmtheit wußte, daß die Lantadilla hier wohnte, hatte er die Basis für weitere Operationen.

Irgendwo prangte ein Pappeschild: Einfach möbliertes Zimmer an soliden Herrn zu vermieten. Näheres Witwe Watson, Rückgebäude, 3. Stock. Das machte seine gute Laune voll. Er warf einen Blick über den kleinen, sauber gekehrten Hof, der Vorder- und Hinterhaus verband. Vielleicht läßt sich von der Witwe Watson aus durch die Stiegenhausfenster die Wohnungstüre der Castroschen Damen beobachten, dachte er. In diesem Augenblick ging oben eine Türe. Jemand trappte die Treppe herunter. Aha, der Chauffeur! Klaus wußte genug und hielt es für angezeigt, sich zu empfehlen.

Er schlenderte ohne Hast nach seinem Auto und ließ sich wieder zum Hafen fahren. Es dunkelte bereits und in den Läden wurden die Lampen aufgedreht. Der Broadway war wie eine Milchstraße. Reklamen schrien vom Asphalt bis zum Himmel. Klaus, bequem in die Polster zurückgelehnt, verfolgte aufmerksam diese kindischen Schreie der Weltstadt. Es war immer dasselbe, ob man nun in Berlin oder Paris oder Newyork war .... Wie aber war es mit den beiden Spanierinnen?

Es war fast unmöglich, sich vorzustellen, daß dieses Engelsgesichtchen von Maria de Castro die Larve einer Verworfenen sein sollte. Vielleicht hatte sie gar keinen Anteil an dem Verbrechen der Schwester? Man hatte Beispiele. Jedenfalls war ihm seine hiesige Aufgabe klar vorgezeichnet.

Am Hafen lohnte er den Chauffeur ab, ließ sich seine beiden, vorhin in der Eile deponierten Koffer an der Gepäckaufbewahrungsstelle ausfolgen und begab sich nach den Baderäumen. Man mußte doch diesen Klas Hinrichsen loswerden. Eine halbe Stunde später kam Sander in seiner wahren Gestalt zum Vorschein, trug einen Anzug von etwas schäbiger Eleganz, kaperte ein Auto und fuhr in die Kensingtonstreet zurück.

Nach 10 Minuten und einem beredten Speech war er glücklicher Besitzer des möblierten Zimmers bei der Witwe Watson, der er weismachte, er sei Bindestrichamerikaner und sei auf der Suche nach einer Stellung. Etwaige Bedenken der alten Dame schlug er mit einer Vorausbezahlung des Zimmers in die Flucht. Vor die Wohnungstüre heftete er eine Visitenkarte: „Nicholas Bender". Er hatte längst festgestellt, daß man von seinem Fenster aus die gegenüberliegende Wohnungstür der Damen de Castro in der Tat vorzüglich beobachten konnte.

Hinter einer Jasminstaude versteckt.

Diesen Abend und den folgenden Tag ereignete sich nichts von Wichtigkeit. Das Milchmädchen, der Bäckerjunge waren keine suspekten Personen. Erst nach Einbruch der Dämmerung konstatierte Klaus einen Umstand, der möglicherweise belangvoll sein konnte. Die beiden Mädchen erhielten nämlich den Besuch eines jungen Herrn. Es war gegen 7 Uhr. Maria öffnete. Seltsamerweise gestattete sie, daß der sehr elegant, fast dandyhaft gekleidete Herr einen sehr ausgiebigen Kuß auf ihre Hand drückte. Dann verschwanden die beiden in der Wohnung. Klaus machte sich zum Ausgehen bereit; denn er war entschlossen, herauszubekommen, wer dieser intime Besucher sei.

Er hatte nicht lange zu warten. Knapp nach einer Viertelstunde verließ der Gent mit — Ines, der Tänzerin, die Wohnung und das Paar stieg die Treppe hinab. Sander knöpfte das Jackett zu und folgte ihm. Er hatte keine Angst, von Ines in seiner wahren Gestalt erkannt zu werden, da seine früheren Masken undurchsichtig gewesen waren.

An der Ecke der 422. Straße holte er das Paar ein und blieb ihm von nun an ziemlich dicht auf den Fersen, ohne daß die Voranschreitenden das Mindeste bemerkten. Klaus überlegte, in welchem Verhältnis der Herr wohl zu den zwei Mädchen stehe. Ein Verehrer von Maria, hm? Geschmack hatte der Bursche, das mußte man ihm lassen. Es war ein schlanker Mann mit tadelloser Haltung und einem zugegeben interessanten, bartlosen Gesicht, das ein wenig verlebt schien. Unangenehm waren die Augen, die, schwarz und unruhig wie Ratten umherliefen und auf der Pupille einen grausamen, herrischen Reflex hatten. Nicht mein Fall, faßte Klaus sein Urteil zusammen. Der Unbekannte trug den Hut in der Hand und besaß in der Mitte gescheitelte, pechdunkle Haare, die glatt nach hinten gekämmt waren.

Ines und ihr Begleiter griffen so rüstig aus, daß Klaus Mühe hatte, ihnen zu folgen. Sie schritten am Rande des Zentralparks entlang nach der 5. Avenue zu. Das Verhältnis der beiden schien vertraulich, wenn auch nicht gerade herzlich zu sein. Klaus hatte eine halbe Stunde lang Muße, die formvollendete Figur der Tänzerin von hinten zu bewundern. Alles an ihr war Rasse, der Schwung der Hüften, der graziöse Nacken, das sinnbetörend gemeißelte Bein. Sie war schöner als Marie, reifer, aufreizender.

Plötzlich hielt das Paar vor einem weitläufigen Gebäudekomplex, der hufeisenförmig einen großen Garten umgab und dessen Umrisse Klaus in der inzwischen eingebrochenen Dunkelheit nur schwer festlegen konnte.

Kaum waren die beiden stehen geblieben, so drückte sich Sander in den Schatten einer überhängenden Jasminstaude. Er war nicht weiter als einige Meter von ihnen entfernt. Trotz dieser nahen Postierung gelang es ihm leider nur, Bruchstücke der lebhaft geführten Unterhaltung zu verstehen. Es war zuviel Lärm. Die Tänzerin erzählte etwas und der Gentleman warf Fragen dazwischen. Plötzlich horchte Sander auf. Verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Worte, die ihn heftig erregten, drangen an sein Ohr. Ines berichtete von Lugano. Sie sagte:

„... seine Depesche aus Genua hat mich wirklich beruhigt. Erst auf dem Schiffe war für ihn Sicherheit ..." Eine Tram fuhr vorüber und begrub das andere unter ihrem Geratter. Klaus fluchte im stillen eine Litanei herunter. Das Geräusch der Tram verlor sich in der Ferne. Die Stimme kam wieder:

„— ein Sennor Pereira, ob es Manschettenknöpfe von der Art meines Anhängers gäbe? Ich habe natürlich keinen Ton verlauten lassen. Nichts, gar nichts hat dieser Patron von mir erfahren ..." Ein Lastauto rumpelte vorbei und schnitt den Satz mitten durch. Klaus bekam einen gelinden Tobsuchtsanfall hinter seinem Busch. Wahrscheinlich lag des Rätsels Lösung in den paar fehlenden Sätzen, gerade in diesen. Immerhin genügten jene Fragmente, die er vernommen hatte, um seinen Verdacht gegen die Tänzerin aufs neue zu bestätigen. Zu allem Überfluß antwortete jetzt ihr Begleiter:

„Recht so, Ines, was braucht diese verdammte Spürnase sich in unsere Angelegenheiten zu hängen. Aber jetzt muß ich hinüber, sonst wird er ungeduldig." Wer ist dieser er? — fragte sich Klaus. Der Glattrasierte machte vor Ines eine vollkommene Verbeugung: „Evening und viele Grüße an Mary!" Dann schritt er über die Fahrbahn auf die andere Seite. Die Tänzerin aber zog ihr weißes Filzhütchen tiefer in die Stirn und ging eilig den Weg zurück.

Sander kalkulierte blitzartig: Klar, der Gent ist mit in die Sache verwickelt. Man muß ihm folgen. Die Tänzerin läuft mir nicht davon. Er verließ sein schützendes Versteck und glitt wie ein Schatten hinter dem Schwarzhaarigen drein.

Dieser läutete eben an der Pforte, die in den Park des hufeisenförmigen Gebäudes führte. Ein alter Mann öffnete. Während die Dunkelheit den Eingetretenen verschluckte, blieb der Pförtner noch eine Weile in der Türe stehen und spähte die 5. Avenue entlang.

Sander trat an ihn heran und erkundigte sich:

„I beg you pardon, war der Herr vorhin nicht Mr. Wilson?"

Der Alte erwiderte kopfschüttelnd: „Nein, das war Oberarzt Dr. Lux."

„So? Dann irre ich mich. Gute Nacht", entschuldigte sich Sander und setzte seinen Weg fort.

(Fortsetzung folgt.)

Dichter, die tragisch endeten.

Von **Kurt Meyer-Rotermund.**

Das innere Wesen eines Dichters kennzeichnet es, daß er Freuden und Leiden dieser Welt gegenüber besonders mitschwingend geöffnet ist. Bald ist er himmelanjauchzend, bald zu Tode betrübt. Gleichmütig wie ein Stoiker zu sein, ist ihm versagt. Er ist ja ein Dichter und kein Philosoph. Das Dasein erscheint ihm als Paradies der Wonnen, als Born aller Schönheit, des Wegwerfens wert, wenn er die Kehrseite sieht, und er deren Anblick als Romantiker nicht ertragen kann. Freiwillig geht er dann in den Tod. Die düstere Reihe derjenigen Dichter, die ihn wählten (wenn sie nicht vorher im Wahnsinn endeten), möge einmal an unserem geistigen Auge vorüberziehen.

Am bekanntesten und erschütterndsten ist wohl der dunkle 21. November des Jahres 1811, an dem zwischen dem Kleinen Wannsee und der Potsdamer Landstraße Heinrich von Kleist und Henriette Vogel erschossen aufgefunden wurden. Seelische, körperliche und wirtschaftliche Nöte hatten einem Verzweifelten die Waffe in die Hand gedrückt.

Kaum eine Epoche der deutschen Literatur weist, in eine kurze Spanne gedrängt, eine solche Fülle zerrissener Persönlichkeiten auf, wie die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. In sie fielen die bittersten innerpolitischen Enttäuschungen, die auf die Stimmungen der Dichter zurückwirkten, und einen „Weltschmerz" erzeugten, der denjenigen der Empfindsamkeit zu Goethes Jugendzeit weit übertraf, und der letzten Endes zum Selbstmord oder zur Geisteszerrüttung führte. Krankhafte Unstetheit, die Flucht vor dem „Dämon" in seiner Brust, trieben Lenau von Ort zu Ort, vorübergehend auch über den Ozean. Im Jahre 1844 brachte man ihn nach Tobsuchtsanfällen und Selbstmordversuchen in die Irrenanstalt Winnenthal in Württemberg, 1847 vertauschte er sie mit der Heilstätte Oberdöbling bei Wien, wo er drei Jahre später in gänzlicher Verblödung dahinschied. Sein Vater, ein Spieler, Trinker und Schürzenjäger, war nur 29 Jahre alt geworden. Lenau selbst hatte durch unmäßigen Genuß von Kaffee und Tabak seine Nerven zerstört.

Mildere Formen nahm die Geistesumnachtung bei Friedrich Hölderlin an, der 1802 dem Übermaß der seelischen Empfindung erlag, aber erst 1843 den leiblichen Tod starb; bis zuletzt, trotz seines Wahnsinns, ein verehrungswürdiger, schöner Greis.

Die typische österreichische Schwermut, die auch Grillparzer schwer heimsuchte, steigerte den Lebensüberdruß bei Ferdinand Raimund so sehr, daß er 1836 zur Pistole griff, sich tödlich verletzte, aber noch acht Tage unsäglich litt. Den äußeren Anlaß gab der Biß eines Hundes, den er für tollwütig hielt.

In der Hunte bei Oldenburg ertränkte sich, wahrscheinlich aus Existenzsorgen, am 12. Oktober 1850 der Romandichter Ludwig Starklof. Auf dieselbe Weise nahm sich im Teiche seines Schloßparks zu Harbke bei Braunschweig 1854 der hochstrebende, aber mit äußeren Erfolgen nicht gekrönte Dramatiker Hans Graf von Veltheim im Alter von 36 Jahren das Leben.

Um ihre entsetzlichen Krankheitsleiden abzukürzen, gingen Adalbert Stifter und Ferdinand von Saar gewaltsam aus dem Leben: jener brachte sich in der Nacht zum 28. Januar 1868 mit dem Rasiermesser einen tödlichen Halsschnitt bei, dieser erschoß sich am 24. Juli 1906. Ihre stille, feine Erzählerkunst steht in grellem Widerspruch mit dem schrillen Ausklang der beiden Unglücklichen.

Tragisch endete auch Karl Gutzkow: mit Opium suchte er seiner quälenden Schlaflosigkeit Herr zu werden. Am Abend des 15. Dezember 1878 nahm er eine starke Dosis dieses Mittels, vergaß aber, als er sich zu Bett legte, das Licht zu löschen; dieses brannte herab, und erzeugte einen Zimmerbrand, in dessen Qualm der Dichter elendiglich umkam. Man nimmt einen Unglücksfall an, allerdings hatte Gutzkow infolge geistiger Überreizung dreizehn Jahre vorher schon einen Selbstmordversuch unternommen, und war dann vorübergehend in einem Sanatorium gewesen. Wie er, erstickte übrigens auch Emile Zola, der in der Nacht zum 29. September 1902 einer Kohlengasvergiftung in seinem Schlafzimmer erlag. Das Opfer eines sportlichen Unfalls wurde am 16. Januar 1912 der vielversprechende Lyriker Georg Heym: er ertrank, 24jährig, beim Schlittschuhlaufen auf dem Wannsee. Unaufgeklärt ist noch heute Peter Hilles Ende; man fand ihn in einer Mainacht 1904 lebensgefährlich verletzt beim Zehlendorfer Bahnhof. Selbstmord durch Erschießen begang in demselben Jahre der junge Dichter Walter Calé, erst 23jährig.

Unheilbarer Geisteskrankheit verfielen Reinhold Lenz (gestorben 1792), Goethes Bekannter; Friedrich Nietzsche (gestorben 1900), der Lyriker Heinrich Leuthold (gestorben 1879), der Dramatiker Albert Lindner (gestorben 1888), der Romandichter und Bühnenschriftsteller Robert Gisecke (gestorben 1890); geistig umdämmert verschied auch Conrad Ferdinand Meyer (gestorben 1898), der große Erzähler, dessen gemütskranke Mutter im Herbst 1856 in den Wellen des Neuenburger Sees den Tod gesucht hatte.

Ermordet wurden der Kunstschriftsteller Johann Joachim Winkelmann (gestorben 1768), und der Bühnendichter und Publizist Kotzebue (gestorben 1819).

Auch das Leben einiger Dichterinnen endete traurig: Aus unglücklicher Liebe zu dem Professor Creuzer ertränkte sich am 26. Juli 1806 im Rhein die Romantikerin Karoline von Günderode; um ihren ehrgeizigen, aber unschöpferischen Gatten durch einen großen Schmerz dichterisch anzuspornen, erdolchte sich am 29. Dezember 1834 Charlotte Stieglitz; infolge schwerer Herzbeklemmungen stürzte sich am 15. November 1858 Gottfried Kinkels hochbegabte Gattin Johanna tödlich aus dem Fenster, und am 31. März 1899, einem Karfreitag, tötete sich auf gleiche Weise die Dichterin Juliane Dery durch Sturz von ihrem Balkon.

Im eigenen Haus.

Skizze von **Maria Stona.**

An des Kaisers Namenstag sollte sie begraben werden. Das war fast zu viel der Ehre für sie.

Auf Dachböden hatte sie stets gewohnt, in einem alten Holzverschlag ist sie gestorben. Sie hatte während ihrer fünfzigjährigen Feldarbeitszeit einige Gulden erspart und sie weggeliehen — dieser sechs — jener vier — der dritten fünf — mehr als zwanzig besaß sie nicht. In den letzten Jahren lebte sie vom Mitleid der anderen . . .

Nebelmorgen. — Aus dem Nebel tauchten Trauernde auf, ein paar Weiber von Arbeitern, die ärmsten des Dorfes. Kein Bauer kam herbei. Die Gestalten erschienen verschwommen in der nassen Luft. Graue Tücher trugen sie oder schwarze Jacken; jene, die keine Jacken hatten und kein Tuch, wärmten die Arme unter den Schürzen. Viel Trauer gab es rings umher, unendliches Leid.

War die arme Josefa so geliebt worden? „Warum weint denn die Alte dort?" fragte jemand.

„Sie weint nicht, sie sieht immer so aus." Das war es, sie alle hatten immer schon so ein Gesicht, das von Leid und Kummer sprach, auch die Kinder, die auf der Straße standen — arme, verprügelte Kinder.

Man hörte das Zuschlagen des Sargdeckels. Vor der Hütte stand die Bahre, mit einem gelben Tuch bedeckt. Friedlich blickte das moosbewachsene Dach hernieder. Warmes, dichtes Moos trug es, schwellend grün wie die schönste, grüne Plüschdecke — es war ja auch die natürliche Decke gewesen, die den siechen Leib der armen Josefa geschützt hatte.

Jetzt trug man sie vom Boden herab mit einem kleinen Umweg durch die Kammer. Federleicht war der Sarg, wie wenn nichts darin läge als ein Häuflein Finger. Die Hände waren auch das Wichtigste gewesen an Josefa, sie hatten immer für andere gesorgt, und solche Hände sind die angestrengtesten von allen.

Sechs Männer stellten den Sarg auf die Bahre. Etwas Wohltuendes ging von ihm aus, etwas unendlich Erquickendes: die Freude der Josefa, daß sie nun endlich Frieden gefunden, endlich einen Ort, von dem man sie nicht mehr fortjagen durfte — nie mehr, nur die Englein sollten sie einmal empor heben, wenn der himmlische Vater sie vor sein Antlitz befahl.

Ihr erstes, ihr wirklich eigenes Heim! Ihr kleines Haus, wohl nur aus sechs Brettern genagelt, aber aus echtem Holz und so schön, innen mit einem reinen Laken ausgestattet und außen mit goldenen Leisten und einem Kreuz. O, wie wohl sie sich fühlte, wie behaglich sie ruhte — so sanft hatte sie nie geschlafen in ihrem Leben. Hier gab es keine Sparren, wie auf dem armseligen Dachboden, hier blies kein Sturm herein, keine Schneeflocken flogen ihr ums Gesicht, keine Regentropfen schreckten sie auf. Wie gut sie es hatte, — zum ersten Mal gut auf der Welt. Das Summen um sie her, das kam von den Stimmen, die um sie weinten. Ja, sie hörte deutlich, jetzt heulte die Hausfrau, die ihr noch vor acht Tagen gesagt, sie solle doch machen, daß sie endlich krepiere. Und jetzt trieb sie es, als wäre ihr ein geliebtes Kind oder gar eine Kuh gestorben.

Sie hat mir meine schlechteste Jacke angezogen und für sich die bessere behalten — dachte Josefa, aber ich verzeihe es ihr, mich werden die Englein kleiden.

Und nun schluchzten auch die anderen, Marianna, Johanna, Konstanzia, die der Josefa alle so viel Geld schuldeten, ihr ganzes Vermögen — fünfzehn Gulden — oder waren es zehn oder sechzehn — sie hatte das nie so recht gewußt, sie kannte nur Kreuzer, beim Gulden begannen sich ihre Begriffe zu verwirren. Sie mochten es behalten, die Freundinnen. — Sie wünschte sich eigentlich gar kein Auferstehen, so herrlich wohl tat ihr das Ruhen im eigenen Haus. Wer weiß, ob die Seligen sie nicht wieder von Tür zu Tür, von Küche zu Küche jagen würden. Nein, nein, sie verlangte es nicht. Sie war ganz zufrieden, für alle Ewigkeit hier zu ruhen.

So hat die Welt doch eine große Wohltat für die Armen — das wußte die Josefa bisher nie, jetzt erkannte sie's. Was die Leute das Sterben nannten und vor dem sie solche Angst hatten, war doch die Herrlichkeit, die Herrschaft, die Freiheit . . . So träumte sie.

Jetzt hörte sie den Herrn Pfarrer sprechen — zu viel Ehre, zu viel Ehre — und der Herr Lehrer sang, und alle sangen — sangen ihr zu Liebe. — Sie hatte im Leben nur böse, zankende Stimmen gehört, nun klangen sie wie mit feinem Öl gesalbt.

Ach, und jetzt — welches Wiegen — nein, so Herrliches hatte sie nie erlebt, wie sie es im Tode fand. Hatte sie denn schon Flüglein bekommen und schwebte sie? Wie hob und senkte sich leicht ihr Leib, wie trug es sie schaukelnd! Was war das nur?

Nie hatte eine Mutter sie gewiegt, die war früh gestorben. Nun wiegte und schaukelte man sie — o, wie das schön war. —

Nun hallte alles so eigen, man trat wohl in die Kirche... Sie wußte, daß die Kirche von Gold und Silber starrte und ehrwürdige Heilige an drei Altären standen.

Der Josefa wurde es ganz bange. Nun brannten gar ihretwegen die Kerzen. Sie hätte sich am liebsten in die Erde verkriechen mögen in ihrer Bescheidenheit.

Da wehte es wundervoll fein um sie, ein Hauch, ein Rauch — sie hörte die Myrrhen aufknistern, wie sie auf glimmende Kohlen fielen . . .

Lange dauerte das Duften und Singen, fast zu lang. Sie sehnte sich wieder hinaus, die goldene Pracht beängstigte sie.

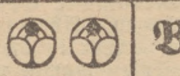
Und jetzt, ach wie süß! wurde sie wieder geschaukelt, jetzt ein stärkeres Wiegen, ein schnelleres Nieder — noch ein paar laute, rauhe Stimmen, ein Gebet, dann ein schweres Poltern, das ihr aber gar nicht weh tat, niemand störte sie. O, das köstliche Haus, wie das sie schützte! Und endlich breitete sich tiefe Stille um sie, tiefe, heilige, unerschütterliche Stille.

Josefa brauchte nicht einmal die Hände zu falten, denn die hielt sie schon gefaltet, — sie betete nur ganz leise: „Lieber Gott, laß mich schlafen. Weck' mich nicht auf am Jüngsten Tag! Ich hab nie einen Tag verschlafen in meinem Leben, laß mich den einzigen verschlafen in meinem Tode!“

Lustige Rundschau



*** Luxus.** „Es ist ein herrliches Gefühl von Wohlleben, wenn man im Bett liegt und auf einen elektrischen Knopf nach dem Diener drückt.“ — „Hast du einen Diener?“ — „Nein, einen elektrischen Knopf.“



Bunte Chronik



*** Die Laune der schönen Gläubigerin.** Kürzlich hatte der weiße Stab eines Pariser Verkehrspolizisten an einer Straßenkreuzung die breite Kraftwagenschlange aufgehalten, die sich die Avenue des Champs-Elysées hinab wälzte. Alle Wagen warteten folgsam auf den befreienden Wink des Verkehrsgewaltigen. Da sah dieser plötzlich, wie eine elegante junge Dame in einem luxuriösen Kraftwagen mit zornsprühenden Augen den Ganghebel einschaltete und unter Vollgas auf ihren einige Meter entfernt wartenden Vordermann losfuhr. Entsetztes Aufschreien der Zuschauer, Krachen und Glassplittern. Dann gab der Motor des eleganten Wagens seufzend seinen Geist auf. Die junge Dame stieg lächelnd und in aller Ruhe aus ihrem arg beschädigten Wagen, überzeugte sich im Spiegel vom unverminderten Reiz ihres vorschriftsmäßig bemalten Antlitzes und steckte eine Zigarette zwischen ihre purpurroten Lippen. Dann betrachtete sie mit sichtlicher Genugtuung den Schaden, den sie am fremden Kraftwagen angerichtet hatte, und ließ sich siegesbewußt und ohne Widerstreben zum nächsten Polizeirevier führen. Dort erklärte sie in Gegenwart des Besitzers des angegriffenen Wagens: „Dieser Herr schuldet mir seit langem einen größeren Betrag und besitzt die Unverfrorenheit, mich auf die Rückzahlung warten zu lassen. Als ich vorhin seinen Wagen vor mir erkannte, beschloß ich, ihm seiner Unhöflichkeit wegen eine Lehre zu geben und mich dadurch bezahlt zu machen, daß ich seinen Wagen beschädigte. Die Sache ist damit für mich erledigt.“ Der Polizei kostete es einige Mühe, der jungen Dame verständlich zu machen, daß die Sache noch lange nicht erledigt sei und daß es in einem geordneten Staat noch andere, weniger gefährliche Mittel gebe, um „Guthaben einzutreiben“.

*

*** Ein brennender Strom.** Im amerikanischen Petroleumdistrikt war kürzlich eine neue Ölquelle erbohrt worden, die unerwartet reichlich Petroleum ausströmte. Das Petroleum ergoß sich eine englische Meile weit bis in den Ohio, so daß dieser Fluß auf seiner Oberfläche mit einer nicht unbeträchtlichen Ölschicht bedeckt war. Eine Studentenschar aus der nicht weit entfernt liegenden Stadt Bethanien kam von einem Spaziergange heim und bemerkte die Ölschicht auf dem Wasser. „Das müßte man anzünden“, sagte einer, „denn ein brennender Strom ist doch kein alltäglicher Anblick“. Der Gedanke „zündete“ bei den anderen, und in jugendlichem, wahrscheinlich durch verschiedene verbotene „Drinks“ noch gesteigerten Übermut warfen sie eine in Brand gesetzte Schachtel mit Streichhölzern in den Fluß. Die Wirkung war eine unerwartete. In einem Moment hatte das Petroleum Feuer gefangen, und die Flamme schlug haushoch zum abendlichen Himmel hinauf. Zugleich aber pflanzte sie sich über die ganze Breite des Stromes fort und wanderte dann nach der einen Seite stromabwärts, nach der anderen Seite stromauf bis an den Punkt, wo der Petroleumbach sich ins Wasser ergossen hatte. Diese ungeheure brennende Schlange wälzte sich nun mit bedrohlicher Eile auf die Städte zu, die in jener Gegend am Ufer des Ohio liegen: Bethanien, Wellsburg, Martins Ferry und Wheeling u. a. Die Einwohner dieser Städte schwebten in tausend Ängsten, die unvorsichtigen Studenten wahrscheinlich nicht minder. Dank der überaus günstigen Windrichtung blieb ihnen jedoch die Heimsuchung eines verheerenden Brandes erspart, die Flammen schlugen nicht zur Seite, sondern über den Wasserspiegel hin. Dagegen war der Wind nicht so stark, um den sich entwickelnden Qualm verteilen zu können. Dicht und kohlschwarz lagerte er sich über die Gegend und brachte Menschen und Tiere in Erstickungsgefahr. Genau vierundzwanzig Stunden lang, von neun Uhr abends bis wieder neun Uhr abends, dauerte die Feuersbrunst auf dem Wasser, und sie hatte eine solche Hitze erzeugt, daß die flacheren Stellen des Flusses neben dem Ufer nach dem Erlöschen der Flammen buchstäblich dem Kochen nahes Wasser enthielten und Tausende von Fischen tatsächlich gebraten wurden. Der verursachte Schaden war beträchtlich; immerhin war der Verlust gering gegen das, was beim Überspringen der Flammen auf die Städte daraus hätte werden können. Zum Glück war man gerade zur rechten Zeit der allzu starken Petroleumquelle Herr geworden, so daß kein weiterer Zufluß des gefährlichen Materials erfolgt war. Die sechs unternehmungslustigen Studenten aber werden sich binnen kurzem vor Gericht wegen Brandstiftung zu verantworten haben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.